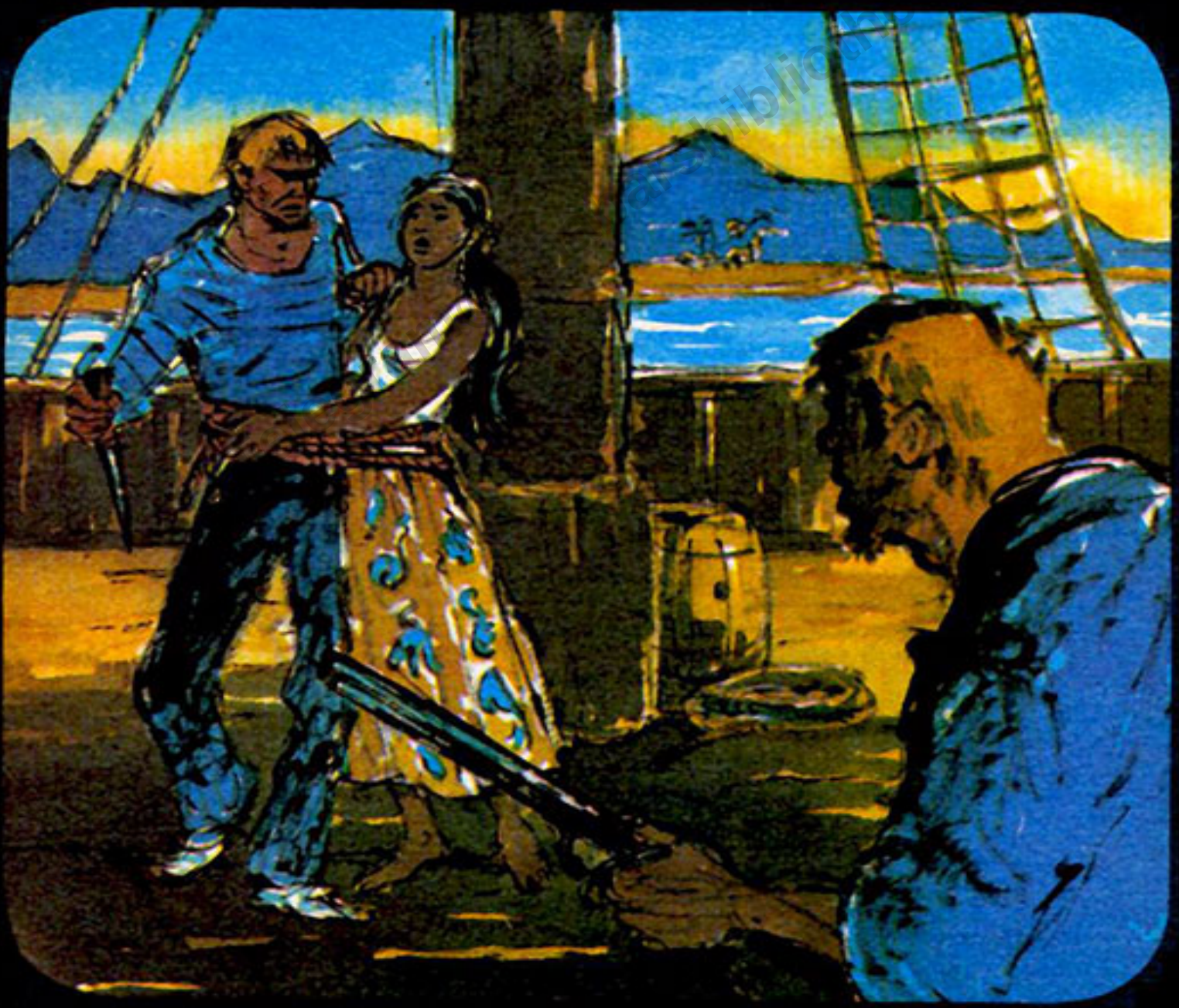
Das neue Abenteuer 368

Jack London

Die Teufel von Fuatino



Das neue Abenteuer 368

Jack London
Die Teufel von Fuatino

Verlag Neues Leben, Berlin 1977



Telegram@Bibliothek

Titel des amerikanischen Originals:
The Devils of Fuatino
Ins Deutsche übertragen von
Christine Hoeppener
Lizenz Nr. 303 (305/69/77)
LSV 7723
Einband und Illustrationen: Eva Groh
Gesamtherstellung:
Druckerei Neues Deutschland Berlin
Bestell-Nr. 642 507 l
DDR 0,25 M

I.

Von seinen vielen Schonern, Küstenseglern und Kuttern, die zwischen den Koralleninseln der Südsee herumstöberten, liebte David Grief am meisten die „Rattler“ — einen jachtähnlichen Schoner von neunzig Tonnen und einer Geschwindigkeit, die ihn in alten Tagen bekannt gemacht hat, als er Opium von San Diego nach Puget Sound schmuggelte, die Brutplätze der Robben im Bering-Meer überfiel und Waffen in den Fernen Osten beförderte. Eine Pest und ein Greuel für Regierungsbeamte, war der Schoner die Freude aller Seeleute und der Stolz der Schiffsbaumeister, die ihn geschaffen hatten. Selbst jetzt, nach vierzig Jahren Fahrt, war sie immer noch dieselbe alte „Rattler“, so erstaunlich im Überholen anderer Schiffe, daß die Matrosen es erleben mußten, um es zu glauben, und daß es deswegen häufig zu einem wütenden Streit mit Worten und mit Schlägen in allen Häfen von Valparaiso bis Manila Bay kam.

An diesem Abend, scharf am Wind, das mächtige Großsegel unsinnigerweise längsseits gesetzt, wobei die losen Takel beim Steigen jeder sanften Dünung schlappten, glitt sie in einem Tempo von gemächlichen vier Knoten bei nicht mehr als dem Flüstern einer Brise durch das Wasser. Seit einer Stunde lehnte David Grief über der Reling in Lee der Focktakelage und blickte über Bord auf das ständige Phosphoreszieren ihrer Bugwelle. Der schwache Luftzug von den Segeln am Fockmast fächelte ihm Wange und Brust wie kühler Wein, und seine Begeisterung für die Eigenschaften des Schoners kannte keine Grenzen.

„Wie? — Eine Schönheit ist die ‚Rattler', Taute, eine Schönheit, nicht wahr?“ sagte er zu dem Kanaken im Ausguck und strich zärtlich über das Teakholz der Reling.

„Ja, Schiffer“, antwortete der Kanake in den vollen, aus weiter Brust kommenden Tönen des Polynesiers. „Seit dreißig Jahren kenne ich Schiffe, aber keines war wie dies. Auf Raiatea nennen wir es Fanauao.“

„Die Taggeborene“, übersetzte Grief den liebevollen Namen. „Wer hat sie so genannt?“

Die Antwort auf der Zunge, blickte Taute mit jäher Aufmerksamkeit nach vorn. Grief schaute ebenfalls in die Richtung.

„Land“, sagte Taute.

„Ja, Fuatino“, pflichtete ihm Grief bei, die Augen immer noch unverwandt auf die Stelle gerichtet, wo der von Sternen erhellte Horizont

Telegram@shabarshibliotheek

von einem Klecks Finsternis durchbrochen wurde. „In Ordnung. Ich werd's dem Kapitän sagen.“

Die „Rattler“ glitt weiter, bis der unklare Schimmer der Insel nicht nur deutlich wahrgenommen, sondern auch gespürt werden konnte, bis man das schläfrige Rauschen der Brandung und das Meckern von Ziegen hörte und der Landwind, von Blumenduft geschwängert, sie erreichte.

„Wenn wir es nicht nur mit einem Spalt zu tun hätten, könnten wir uns in einer Nacht wie dieser durch die Einfahrt wagen“, bemerkte Kapitän Glass bedauernd, als er beobachtete, wie der Rudergänger die Spaken hart nach Lee legte und festzurrte.

Die „Rattler“ lief eine Meile vom Land ab und mußte beigedreht werden, um das Tageslicht abzuwarten, ehe sie sich an die gefährliche Einfahrt zu der Insel Fuatino wagen konnte. Es war eine vollkommene Tropennacht, ohne eine Andeutung von Regen oder Böen. Im Vorschiff sanken die von Raiatea stammenden Matrosen genau dort, wo sie ihre Arbeit beendet hatten, auf das Deck, um zu schlafen. Achtern bereiteten sich der Kapitän, der Steuermann und Grief mit ebenso schlaffer Gleichgültigkeit ihr Lager. Sie ruhten auf ihren Decken, rauchten und murmelten schläfrig Vermutungen über Mataara, die Königin von Fuatino, und über die Liebesaffäre zwischen ihrer Tochter Naumoo und Motuaro.

„Sie sind wirklich ein romantischer Haufen“, sagte Brown, der Steuermann. „So romantisch wie wir Weißen.“

„So romantisch wie Pilsach“, sagte Grief lachend, „und das will schon was heißen. Wie lange ist es her, Captain, daß er Sie hat aufsitzen lassen?“

„Elf Jahre“, knurrte Kapitän Glass nachtragend.

„Erzählen Sie mir davon“, bat Brown. „Es heißt, er habe Fuatino seitdem nicht verlassen. Stimmt das?“

„Und ob das stimmt!“ polterte der Kapitän. „Er liebt seine Frau — diese kleine Hexe! Sie hat ihn mir gestohlen, und er war ein so guter Seemann, wie unser Beruf nur je einen gesehen hat — wenn er auch Holländer ist.“

„Deutscher“, berichtigte Grief.

„Das ist alles dasselbe“, wurde ihm erwidert. „Die See wurde an jenem Abend, als er an Land ging und Notutu einen Blick auf ihn warf, um einen tüchtigen Mann gebracht. Vermutlich haben sie immer noch Gefallen aneinander. Ehe man noch einen Piep sagen konnte, hatte sie ihm einen Kranz von irgendwelchen weißen Blumen auf den Kopf gestülpt, und fünf Minuten später tändelten sie, Hand in Hand und fröhlich lachend wie zwei

Telegram@shaberbuch.de

Kinderlein, den Strand entlang. Ich hoffe, er hat diesen dicken Korallenbrocken in der Zufahrt gesprengt. Jedesmal, wenn ich die ‚Rattler' vorbeibugsiere, kostet es mich ein oder zwei Kupferbeschläge.“



Telegramm-Bibliothek

„Erzählen Sie die Geschichte weiter“, drängte Brown.

„Das ist alles. Genau da war es mit ihm aus. Er heiratete in derselben Nacht. Kam nie wieder an Bord. Am nächsten Tag suchte ich ihn auf. Fand ihn im Busch, in einer Grashütte, barbeinig, ein weißer Wilder, von oben bis unten mit Blumen und solchem Zeug behängt, und er spielte Gitarre. Sah aus wie'n Jahrmarktesel. Sagte mir, ich solle seine Sachen an Land schicken. Hab ihm geantwortet, er kann mich mal. Und das ist alles. Morgen werden Sie seine Frau ja erleben. Sie haben jetzt drei kleine Bälger

— wundervolle kleine Halunken. Unten habe ich einen Phonographen für ihn und annähernd tausend Platten.“

„Und dann haben Sie ihn als Händler eingesetzt?“ fragte der Steuermann den Schiffsherrn Grief.

„Was sollte ich sonst machen? Fuatino ist eine Liebesinsel und Pilsach ein Liebender. Außerdem kennt er die Eingeborenen — ist einer der besten Händler, die ich habe oder jemals hatte. Er zeichnet verantwortlich. Sie werden ihn ja morgen erleben.“

„Hören Sie, junger Mann“, fuhr Kapitän Glass bedrohlich polternd seinen Steuermann an. „Sind Sie etwa romantisch? Wenn Sie es sind, dann bleiben Sie gefälligst an Bord. Fuatino ist die Insel der romantischen Geistesverwirrung. Jeder liebt irgendeinen. Sie leben da von der Liebe. Die ist in der Milch der Kokosnüsse oder in der Luft oder in der See enthalten. Die Geschichte der Insel besteht seit den letzten zehntausend Jahren aus nichts als Liebesaffären. Ich weiß es. Ich habe mit den alten Leuten gesprochen. Und wenn ich Sie dabei erwische, daß Sie Hand in Hand am Strand entlang...“ Sein unvermutetes Stocken veranlaßte die beiden anderen, ihn anzusehen. Sie folgten seinem Blick, der über sie hinweg in das Takelwerk des Hauptmastes gerichtet war, und sie sahen, was er sah, eine braune Hand und einen muskulösen, feuchten braunen Arm, zu denen sich über die Bordkante eine zweite braune Hand und ein zweiter brauner Arm gesellten. Ein Kopf mit langen Elfenlocken folgte und dann ein Gesicht mit schwarzen Schelmenaugen, gezeichnet von Spuren heidnischen Gelächters.

„Mein Gott!“ hauchte Brown. „Ein Faun — ein Meeresfaun.“

„Es ist der Ziegenmann“, sagte Glass.

„Es ist Mauriri“, sagte Grief. „Er ist mein Blutsbruder durch heiliges Gelöbnis nach dem Brauch der Eingeborenen. Sein Name ist der meine und mein Name der seine.“

Breite braune Schultern und eine herrliche Brust hoben sich über die Reling, und mit anscheinend müheloser Leichtigkeit folgte der ganze Körper und glitt schwerelos auf das Deck. Brown, der alles andere als der Steuermann eines Inselschoners hätte sein können, war entzückt. Alles, was er jemals aus Büchern zusammengelesen hatte, drängte ihm bei diesem Gast aus der Tiefe die Ähnlichkeit mit einem Faun auf. Aber mit einem traurigen Faun, urteilte der junge Mann, als der goldbraune Waldgott mit langen

Telegram@Sternenbibliothek

Schritten auf David Grief zukam, der aufrecht saß und ihm die Hand entgegenstreckte.

„David“, sagte David Grief.

„Mauriri, Großer Bruder“, sagte Mauriri.

Und darauf nannte jeder nach dem Brauch der Männer, die sich Blutsbrüderschaft gelobt haben, den anderen nicht mit dessen Namen, sondern mit seinem eigenen. Außerdem unterhielten sie sich in der polynesischen Sprache von Fuatino, und Brown konnte nur dabeisitzen und raten.

„Ein langer Weg zu schwimmen, um talofa zu sagen“, bemerkte Grief, als der andere sich, von Wasser triefend, setzte.

„Viele Tage und Nächte habe ich auf deine Ankunft gewartet und nach dir Ausschau gehalten, Großer Bruder“, antwortete Mauriri. „Ich habe auf dem Großen Felsen gesessen, wo das Dynamit aufbewahrt wird, zu dessen Hüter ich bestellt bin. Ich sah dich zur Einfahrt kommen und zurück in die Dunkelheit laufen. Ich wußte, daß du bis zum Morgen warten willst, und ich folgte dir. Große Not ist über uns gekommen. Mataara barmt seit diesen vielen Tagen um dein Kommen. Sie ist eine alte Frau, und Motuaro ist tot, und sie ist traurig.“

„Hat er Naumoo geheiratet?“ fragte Grief, nachdem er, wie es der Brauch war, den Kopf geschüttelt und geseufzt hatte.

„Ja. Am Ende liefen sie davon und lebten mit den Ziegen, bis ihnen Mataara verzieh, worauf sie zurückkehrten und mit ihr in dem Großen Haus lebten. Aber jetzt ist er tot, und bald wird auch Naumoo sterben. Schlimm ist unsere Not, Großer Bruder. Tori ist tot, und Tati-Tori und Petoo und Nari und Pilsach und andere.“

„Auch Pilsach?“ fragte Grief. „Herrschte denn eine Krankheit?“

„Es wurde viel getötet. Hör zu, Großer Bruder. Vor drei Wochen kam ein fremder Schoner. Von dem Großen Felsen sah ich seine Marssegel über der See. Er wurde von seinen Booten hereingeschleppt, aber er kam nicht an dem großen Korallenbrocken vorbei und stieß viele Male dagegen. Jetzt liegt er auf dem Strand, und sie verstärken die zerbrochenen Spanten. An Bord sind acht weiße Männer. Sie haben Frauen von irgendeiner weit im Osten liegenden Insel. Die Frauen reden in einer Sprache, die in vielem unserer gleicht, bloß anders. Aber wir können sie verstehen. Sie sagen, sie wurden von den Männern auf dem Schoner geraubt. Wir wissen es nicht, aber sie singen und tanzen und sind glücklich.“

telegram@shabbirsubhorkar

„Und die Männer?“ unterbrach Grief.

„Die sprechen französisch. Ich weiß es, denn vor langer Zeit war auf deinem Schoner ein Steuermann, der französisch sprach. Sie haben zwei Häuptlinge, die sehen nicht wie die andern aus. Sie haben blaue Augen wie du, und sie sind Teufel. Der eine ist ein noch größerer Teufel als der andere. Die übrigen sechs sind auch Teufel. Sie bezahlen uns nichts für unsere Yamswurzeln, Taro und Brotfrucht. Sie nehmen uns alles weg, und wenn wir uns beklagen, töten sie uns. So wurden Tori und Tati-Tori und Petoo und andere getötet. Wir können nicht gegen sie kämpfen, denn wir haben keine Gewehre — bloß zwei oder drei ganz alte Flinten.

Sie mißhandeln unsere Frauen. So wurde Motuaro getötet, der Naumoo verteidigte. Naumoo haben sie jetzt an Bord ihres Schoners gebracht. Deswegen wurde Pilsach getötet. Der oberste von den beiden Häuptlingen, der Große Teufel, schoß einmal in sein Walboot und ein zweites Mal, als er den Strand hinaufzukriechen versuchte. Pilsach war ein tapferer Mann, und Notutu sitzt jetzt in der Hütte und weint ohne Ende. Viele Leute haben Angst und sind fortgelaufen und leben mit den Ziegen. Aber in den hohen Bergen ist keine Nahrung für alle. Und die Männer wollen nicht zum Fischfang gehen, und sie arbeiten nicht mehr in den Gärten wegen der Teufel, die alles nehmen, was sie besitzen. Und wir sind bereit zu kämpfen.

Großer Bruder, wir brauchen Gewehre und viel Munition. Bevor ich zu dir hinausschwamm, habe ich Nachricht gegeben, und die Männer warten. Die fremden weißen Männer wissen nicht, daß du gekommen bist. Gib mir ein Boot und die Gewehre, und ich werde zurückfahren, ehe die Sonne aufgeht. Und wenn du morgen kommst, werden wir auf ein Wort von dir bereit sein, die fremden weißen Männer zu töten. Sie müssen getötet werden. Großer Bruder, du bist immer blutsverwandt mit uns gewesen, und die Männer und Frauen haben zu vielen Göttern um dein Kommen gebeten. Und du bist gekommen.“

„Ich werde mit dir in dem Boot fahren“, sagte Grief.

„Nein, Großer Bruder“, entgegnete Mauriri. „Du mußt auf dem Schoner bleiben. Die fremden weißen Männer werden sich vor dem Schoner, nicht vor uns fürchten. Wir werden die Gewehre haben, und sie werden es nicht wissen. Erst wenn sie deinen Schoner hereinkommen sehen, werden sie gewarnt sein. Schick den jungen Mann da mit dem Boot.“

So geschah es also, daß Brown, durchschauert von der ganzen Romantik und allen Abenteuern, die er gelesen und geahnt, aber nie erlebt hatte,

Telegram@shakerspublishing

seinen Platz in den Achtersitzen des Walbootes einnahm, das mit Gewehren und Patronen beladen war, von vier Raiatea-Matrosen gerojt und von einem goldbraunen, schwimmkundigen Faun gesteuert und durch die warme tropische Dunkelheit nach der fast mythischen Liebesinsel Fuatino gelenkt wurde, die von Piraten des zwanzigsten Jahrhunderts überfallen worden war.

II

Zieht man eine Linie von der Marshall-Insel Jaluit zu der Salomon-Insel Bougainville und schneidet sie auf zwei Grad südlich des Äquators durch eine zweite, von der Caroline-Insel nach Ukuor gezogene Linie, dann erhebt sich auf dieser sonnenüberfluteten Strecke einsamen Meeres die Insel Fuatino. Bewohnt von einem Stamm, der den Bewohnern von Hawaii, Samoa, Tahiti und den Maori verwandt ist, wird Fuatino zur Spitze des von Polynesien weit nach Westen zwischen Melanesien und Mikronesien getriebenen Keils. Und Fuatino war es, was David Grief am nächsten Morgen zwei Meilen östlich und in direkter Linie mit der auf gehenden Sonne sichtete. Das wispernde Lüftchen vom Vortag hielt an, und die „Rattler“ glitt in einem Tempo durch die glatte See, das für einen Inselschoner bei einer dreimal so starken Brise ausgezeichnet gewesen wäre.

Fuatino war nichts weiter als ein alter Krater, der durch eine urzeitliche Umwälzung vom Meeresgrund emporgeworfen worden war. Der westliche, bis zum Meeresspiegel hinab zertrümmerte und zerbröckelte Teil war der Zugang zum Krater selbst, der den Hafen bildete. So glich Fuatino einem unebenen Hufeisen, dessen Öffnung nach Westen zeigte. Und in diese Öffnung steuerte die „Rattler“. Kapitän Glass, den Feldstecher in der Hand, blickte auf die von ihm selbst gezeichnete Karte, die er auf dem Dach der Hütte ausgebreitet hatte, und richtete sich dann mit einer halb besorgten, halb ergebenen Miene auf.

„Es fängt an“, sagte er. „Fieber. War eigentlich erst morgen fällig. Es packt mich immer heftig, Mister Grief. In fünf Minuten werde ich ohne Besinnung sein. Sie müssen den Schoner hineinlotsen. — Boy! Mach meine Koje fertig! Viele Decken! Füll die Wärmflasche! Es ist so ruhig, Mister Grief, daß ich glaube, Sie können den großen Korallenbrocken passieren, ohne anzustoßen. Nehmen Sie den Wind dwars ein und lassen Sie den Schoner laufen. Es ist das einzige Schiff im Südpazifik, welches das

Telegram@shanasbibliothek

machen kann, und ich glaube, Sie kennen den Trick. Sie können dicht an dem Großen Felsen vorbeikommen, wenn Sie nur den Großbaum im Auge behalten.“ Er sprach rasch, fast wie ein Betrunkener, da sich sein schwindliger Kopf gegen den nahen Ausbruch des Malariaanfalls wehrte.



Als er auf die Kajüttreppe zu stolperte, war sein Gesicht purpurn und fleckig wie von einer ungeheuerlichen Entzündung oder von der Schwindsucht. Bei den krampfartigen Anfällen von Schüttelfrost quollen seine Augen glasig hervor, zitterten seine Hände und klapperten ihm die Zähne.

„Zwei Stunden, um ins Schwitzen zu kommen“, schnatterte er mit schauderhaftem Grinsen. „Und dann noch zwei weitere, und ich bin wieder auf dem Damm. Ich kenne den Ablauf dieser verfluchten Geschichte bis auf die letzte Minute. M-m-man n-n-nimmt Ch-ch-ch-ch—“

Seine Stimme erstarb in einem kraftlosen Gestotter, als er zusammenbrach und in die Kajüte fiel und sein Schiffsherr das Kommando übernahm. Die

„Rattler“ steuerte gerade in die Einfahrt. Die Ausläufer der Hufeiseninsel waren zwei gewaltige, tausend Fuß hohe Felsen, beide fast von der Insel abgetrennt und nur durch einen flachen und schmalen Landstreifen mit ihr verbunden. Sie lagen eine halbe Meile auseinander, und dieser Zwischenraum war fast völlig durch ein Korallenriff blockiert, das sich von dem Südfelsen erstreckte. Die Einfahrt, die Kapitän Glass einen Spalt genannt hatte, wand sich in dieses Riff, kurvte scharf zum nördlichen Felsen und lief am Fuß dieses senkrechten Felsens entlang. An dieser Stelle, wo der Großbaum an der Backbordseite den Felsen fast streifte, konnte Grief, der an der Steuerbordseite hinabschaute, den Grund von zwei Faden Tiefe steil ansteigen sehen. Er ließ sich von einem Walboot schleppen, und indem er das Fächeln einer leichten Brise ausnutzte, wagte er sich mit der „Rattler“ hinein und glitt an dem großen Korallenriff vorbei, ohne anzustoßen. Er streifte es nur, aber so sacht, daß der Kupferbeschlag nicht beschädigt wurde.

Vor ihm öffnete sich der Hafen von Fuatino. Er war eine kreisrunde Wasserfläche von fünf Meilen Durchmesser mit einem weißen Korallenstrand, von dem gleich dahinter die grünbewachsenen Hänge zu den dräuenden Kraterwänden aufstiegen. Die Kämme dieser Wände glichen Sägezähnen aus vulkanischem Gestein und waren von eingefangenen Passatwolken gekrönt und umringt. Jeder Winkel und Spalt in der zerfallenen Lava bot den kriechenden, kletternden Ranken und Bäumen Halt — ein grüner Vegetationsschaum. Dünne Wasserrinnsale, die nur ein Dunstschleier waren, wehten und wogten steile Hänge Hunderte Fuß tief hinab. Und um den Zauber dieser Landschaft vollständig zu machen, war die warme, feuchte Luft schwer vom Wohlgeruch der gelbblühenden Zimtbäume.

Mit bald geblähten, bald schlaffen Segeln arbeitete sich die „Rattler“ stoßweise gegen die leichten, wechselnden Lüftchen hinein. Grief befahl das Walboot an Bord und suchte mit dem Feldstecher die Küste ab. Nichts regte sich. In der heißen Glut der Tropensonne schlief die Gegend. Kein Zeichen eines Willkommens. Den Strand hinauf an der Nordküste, wo die Einfassung von Kokospalmen das Dorf verhüllte, sah er die dunklen Buge der Kanus in den Kanuschuppen. Auf dem Strand ruhte gleichlastig der fremde Schoner. Nichts rührte sich an Bord oder in seiner Umgebung. Erst als der Strand nur noch fünfzig Yard entfernt lag, ließ Grief den Anker in vierzig Faden Tiefe fallen. In der Mitte des Hafens hatte er vor vielen

falconfan@shabbersbibliothek

Jahren dreihundert Faden gelotet, ohne den Grund zu erreichen, was man von einem unversehrten Kraterschlund wie Fuatino erwarten konnte. Als die Ankerkette rasselnd durch das Küsgatt ablief, bemerkte er eine Anzahl eingeborener Frauen von dem herrlichen Wuchs, wie er nur den Polynesierinnen eigen ist, in fließenden *ahus* und mit Blumen bekränzt, die auf das Deck des Schoners am Strand strömten. Auch sah er, was sie nicht gewahrten, wie sich aus der Kombüse ein untersetzter Mann nach vorn stahl, sich auf den Sand fallen ließ und in den grünen Schutz des Buschs tauchte.

Während die Segel aufgerollt und beschlagen, Sonnensegel ausgebreitet und Schote und Tauwerk aufgeschossen wurden, wie es im Hafen üblich ist, ging David Grief über das Deck und schaute vergeblich danach aus, ob sich irgendwo anders als auf dem fremden Schoner Leben regte. Einmal vernahm er, darüber gab es keinen Zweifel, aus der Richtung des Großen Felsens den fernen Knall eines Gewehrs. Doch es gab keine weiteren Schüsse, und er glaubte, ein Jäger habe eine Wildziege geschossen.

Nach einer Stunde hatte Kapitän Glass unter einem Berg Decken aufgehört, in Fieberschauern zu zittern, und machte nun das Inferno gründlichen Schwitzens durch.

„In einer halben Stunde bin ich wieder in Ordnung“, sagte er matt.

„Sehr schön“, erwiderte Grief. „Die Gegend ist tot, und ich gehe an Land und suche Mataara auf, um mich über die Lage zu informieren.“

„Es ist eine üble Bande, halten Sie die Augen offen“, warnte ihn der Kapitän. „Wenn Sie in einer Stunde nicht zurück sind, geben Sie Bescheid.“

Grief nahm das lange Ruder, und vier seiner Raiatea-Matrosen beugten sich über die Riemen. Als sie landeten, blickte er neugierig auf die Frauen unter dem Sonnensegel des Schoners. Er winkte versuchsweise, und sie kicherten und winkten zurück.

„Talofa!“ rief er.

Sie verstanden den Gruß, antworteten jedoch „Iorana“, und da wußte er, daß sie von den Gesellschaftsinseln stammten.

„Huahine“, nannte einer von seinen Matrosen, ohne zu zögern, ihre heimatliche Insel. Grief fragte sie, woher sie stammten und unter Kichern und Gelächter antworteten sie: „Huahine.“

„Der Schoner sieht aus wie der vom alten Dupuy“, sagte Grief leise auf tahitisch. „Schaut nicht zu genau hin. Was meint ihr? Ist es nicht die ‚Valetta'?“

Telegram@shabarsbuchner

Als die Männer hinauskletterten und das Walboot ein Stückchen auf den Strand hoben, warfen sie verstohlen gleichgültige Blicke auf das Schiff.

„Es ist die ‚Valetta'", bestätigte Taute. „Vor sieben Jahren verlor sie ihre Marsstenge. In Papeete takelte sie eine neue zu. Die war zehn Fuß kürzer. Das ist sie."

„Geht hinüber und redet mit den Frauen. Man kann von Raiatea fast Huahine sehen, und bestimmt kennt ihr ein paar von ihnen. Findet alles heraus, was ihr könnt. Und fangt keinen Streit an, wenn sich einer von den Weißen zeigt."

Ein Heer von Einsiedlerkrebsen machte sich raschelnd vor ihm davon, als er den Strand hinaufging, aber unter den Palmen wühlten und grunzten keine Schweine. Die Kokosnüsse lagen, wo sie heruntergefallen waren, und an den Kopraschuppen deutete nichts auf die Arbeit des Trocknens hin. Betriebsamkeit und Reinlichkeit waren verschwunden. Eine Grashütte nach der anderen fand er verödet. Einmal stieß er auf einen blinden, zahnlosen und völlig verrunzelten alten Mann, der im Schatten saß und vor Angst schlotterte, als er ihn ansprach. Es ist, als sei die Gegend von einer Seuche heimgesucht worden, dachte Grief, als er sich schließlich dem Großen Haus näherte. Dort herrschte Trostlosigkeit und Unordnung. Da gab es keine mit Blumen bekränzten Männer und jungen Mädchen, keine braunen Säuglinge wälzten sich im Schatten der Avocato-Bäume. In der Tür hockte, zusammengekauert und sich vor uns zurück wiegend, Mataara, die alte Königin. Bei seinem Anblick begann sie aufs neue zu weinen, hin und her gerissen zwischen dem Bericht über ihr Unglück und dem Kummer, daß ihr kein Diener geblieben war, ihm ihre Gastfreundschaft zuteil werden zu lassen.

telegram@shadowspublisher

„Und sie haben Naumoo mitgenommen", schloß sie. „Motuaro ist tot. Mein Volk ist geflohen und verhungert nun bei den Ziegen. Und keiner ist da, dir eine Kokosnuß zum Trinken aufzuschlagen. O Bruder, deine weißen Brüder sind Teufel."

„Sie sind nicht meine Brüder, Mataara", tröstete Grief. „Sie sind Räuber und Schweine, und ich werde die Insel von ihnen säubern..."

Er brach ab und wirbelte herum, die Hand blitzschnell oben am Gürtel, und zielte mit dem schweren Colt auf die gebückte Gestalt eines Mannes, der durch die Bäume auf ihn zustürzte. Er drückte nicht ab, und der Mann machte erst halt, als er sich kopfüber zu Griefs Füßen niedergeworfen hatte und eine Flut seltsamer und abscheulicher Laute auszustoßen begann. Grief

erkannte ihn als das Geschöpf, das er von der „Valetta“ hatte fortschleichen und in den Busch tauchen sehen, aber erst als er ihn aufhob und die Verzerrungen des von einer Hasenscharte entstellten Mundes beobachtete, konnte er verstehen, was er hervorsprudelte.



„Rette mich, Master, rette mich!“ winselte der Mann auf englisch, obgleich er zweifellos ein Südsee-Eingeborener war. „Ich kenne dich! Rette mich!“

Darauf brach er in einen wilden Erguß zusammenhangloser Worte aus, der erst verstummte, als Grief ihn bei den Schultern packte und durch ein heftiges Schütteln zum Schweigen brachte.

„Ich kenne dich auch“, sagte Grief. „Vor zwei Jahren warst du Koch in dem französischen Hotel in Papeete. Alle nannten dich ‚Hasenscharte'.“

Der Mann nickte heftig.

„Jetzt bin ich Koch auf der ‚Valetta'“, spuckte und blubberte er mit verzerrtem Mund, weil er so angestrengt gegen sein Gebrechen anzukämpfen hatte. „Ich kenne dich. Ich habe dich in dem Hotel gesehen. Ich sah dich auf Lavina. Ich sah dich auf der ‚Killiwake'. Ich sah dich auf der Werft der ‚Mariposa'. Du bist Kapitän Grief, und du wirst mich retten.

Jene Männer sind Teufel. Sie haben Kapitän Dupuy umgebracht. Sie haben mich gezwungen, die halbe Mannschaft zu töten. Zwei haben sie von den Dwarssalings runtergeschossen. Die übrigen haben sie im Wasser erschossen. Ich kannte sie alle. Sie haben die Mädchen von Huahine geraubt. Ihre Besatzung ergänzten sie durch Gefangene von Noumea. Sie haben die Händler in den Neuen Hebriden ausgeplündert. Sie töteten den Händler von Vanikori und raubten dort zwei Frauen. Sie...“

Doch Grief hörte nicht mehr zu. Durch die Bäume drang aus der Richtung des Hafens das Geknatter von Gewehren, und er setzte sich in Trab nach dem Strand. Piraten von Tahiti und Sträflinge von Neukaledonien! Eine nette Bande von Desperados, die eben jetzt seinen Schoner überfiel. Hasenscharte folgte, wobei er immer noch seinen Bericht über die Untaten der Teufel spuckte und blubberte. Das Gewehrfeuer verstummte so plötzlich, wie es angefangen hatte, aber Grief rannte weiter, verwirrt durch unheilvolle Vermutungen, bis er an einer Wegbiegung auf Mauriri stieß, der vom Strand her auf ihn zugelaufen kam.

„Großer Bruder“, keuchte der Ziegenmann, „ich kam zu spät — sie haben deinen Schoner gekapert. Komm! Denn jetzt werden sie dich suchen.“

Er wandte sich zurück auf dem nach oben führenden Weg.

„Wo ist Brown!“ fragte Grief.

„Auf dem Großen Felsen. Ich erzähle es dir später. Komm jetzt!“

„Aber meine Matrosen vom Walboot?“

Mauriri war von Besorgnis gepeinigt.

„Sie sind bei den Frauen auf dem fremden Schoner. Man wird sie nicht töten. Ich sage dir die Wahrheit. Die Teufel brauchen Matrosen. Aber dich werden sie töten. Horch!“ Vom Wasser vernahmen sie einen brüchigen Tenor, der ein französisches Jagdlied sang. „Sie landen am Strand. Sie haben deinen Schoner gekapert — ich sah es. Komm!“

III

David Grief war zwar unbekümmert um sein eigenes Leben und seine eigene Haut, aber nicht von Tollkühnheit besessen. Er wußte, wann es zu kämpfen und wann es zu laufen galt, und er zweifelte nicht daran, daß dies der Zeitpunkt war, die Beine in die Hand zu nehmen. Den Weg hinauf, vorbei an dem im Schatten hockenden Greis, vorbei an Mataara, die in der Tür des Großen Hauses kauerte, folgte er Mauriri auf den Felsen. Ihm selbst auf den Fersen trottete unverdrossen wie ein Hund Hasenscharte. Von

renedraam@shantersbibliothek

hinten kam das Geschrei der Jäger, aber der Pfad, den Mauriri sie führte, konnte einem das Herz im Leibe umdrehn. Der breite Weg verengte sich, bog nach rechts und schwang sich bergauf. Die letzte Grashütte war zurückgeblieben, und durch das hohe Dickicht von Zimtbäumen und durch Schwärme dicker goldener Wespen stieg der Weg steil hinan, bis er ein Ziegenpfad wurde. Mauriri zeigte aufwärts zu einem vorspringenden kahlen Rand vulkanischen Gesteins und bedeutete Grief, daß der Pfad darüberhin führte.

„Dahinter sind wir in Sicherheit, Großer Bruder“, sagte er. „Die weißen Teufel wagen sich nie hinauf, denn da sind Felsbrocken, die wir auf ihre Köpfe rollen lassen, und einen anderen Pfad gibt es nicht. Hier machen sie immer halt und schießen, wenn wir über den Felsen gehen. Komm!“

Eine Viertelstunde später machten sie eine Pause, ehe der Pfad ungedeckt über den Felsen lief.

„Warte, und wenn du kommst, dann beeil dich“, warnte Mauriri. Er sprang in das flammende Sonnenlicht, und sofort feuerten von unten mehrere Gewehre eine Folge von Schüssen ab. Kugeln klatschten rings um ihn, und Wölkchen von Steinstaub stiegen auf, aber unbeschadet gelangte er hinüber. Grief eilte ihm nach, und eine Kugel kam ihm so nahe, daß ihn der Staub ihres Aufpralls in die Wange stach. Auch Hasenscharte wurde nicht getroffen, obgleich er den Übergang langsamer versuchte.

Den Rest des Tages lagen sie in größerer Höhe in einer Lavaschlucht, wo terassenförmig Taro und *papaya* wuchsen. Und hier machte Grief seine Pläne und erfuhr alle Einzelheiten über die Lage.

„Es war Pech“, sagte Mauriri. „Ausgerechnet diese Nacht hatten die Teufel gewählt, um auf Fischfang zu gehen. Es war dunkel, als wir durch die Einfahrt kamen. Sie saßen in Booten und Kanus. Ihre Gewehre haben sie immer bei sich. Einen Raiatea-Matrosen erschossen sie. Brown war sehr tapfer. Wir versuchten, an ihnen vorbei zur Spitze der Bucht zu gelangen, aber sie schnitten uns den Weg ab, und wir wurden zwischen den großen Felsen und das Dorf getrieben. Wir retteten die Gewehre und die ganze Munition, aber das Boot bekamen sie. Auf diese Weise erfuhren sie von deiner Ankunft. Brown ist jetzt mit den Gewehren und der Munition auf dieser Seite des Großen Felsens.“

„Aber warum ist er nicht auf den Gipfel des Großen Felsens geklettert und hat mich gewarnt, als ich von der See hereinkam?“ tadelte Grief.

Telegram@shanrabibliothek

„Sie wußten den Weg nicht. Nur die Ziegen und ich kennen den Weg. Und das vergaß ich, denn ich kroch durch den Busch, um ans Wasser zu gelangen und zu dir zu schwimmen. Aber die Teufel waren im Busch und schossen nach Brown und den Raiatea-Matrosen, und mich jagten sie bis zum Morgengrauen, und den ganzen Morgen jagten sie mich dort auf dem tiefliegenden Land. Dann kamst du mit deinem Schoner herein, und sie lagen auf der Lauer, bis du an Land gingst, und ich entwischte durch den Busch, aber du warst schon an Land.“

„Dann hast du den Schuß abgegeben?“

„Ja, um dich zu warnen. Aber sie waren schlau und schossen nicht zurück, und es war meine letzte Patrone.“

„Jetzt bist du an der Reihe, Hasenscharte“, sagte Grief zu dem Koch der „Valetta“.

Die Geschichte war lang und qualvoll ausführlich. Ein Jahr lang war er auf der „Valetta“ von Tahiti aus durch die Paumotus gesegelt. Schiffsherr und Kapitän war der alte Dupuy. Auf der letzten Fahrt hatten sie auf Tahiti zwei Fremde als Steuermann und Superkargo an Bord genommen. Es wurde noch ein dritter Fremder als Dupuys Geschäftsträger auf Fanriki mitgenommen. Raoul van Asveld und Carl Lepsius hießen der Steuermann und der Superkargo.

„Sie sind Brüder, ich weiß es, denn ich habe sie im Dunkeln auf Deck miteinander reden hören, als sie glaubten, unbelauscht zu sein“, erklärte Hasenscharte.

Die „Valetta“ fuhr durch die Low-Islands und nahm bei Dupuys Stationen Schildpatt und Perlen an Bord. Frans Amundson, der dritte Fremde, wurde auf Fanriki von Pierre Gollard abgelöst. Pierre Gollard kam an Bord, um nach Tahiti zurückzufahren. Die Eingeborenen von Fanriki sagten, er habe Dupuy ein Quartmaß Perlen übergeben. In der ersten Nacht wieder auf See, wurde in der Kajüte geschossen. Dann wurden die Leichen von Dupuy und Pierre Gollard über Bord geworfen. Die tahitischen Matrosen flohen zur Back. Zwei Tage lang, während die „Valetta“ beigedreht hatte, blieben sie, ohne etwas zu essen, unten. Dann schüttete Raoul van Asveld Gift in das Essen, das er Hasenscharte zu kochen und in die Back zu bringen zwang. Die Hälfte der Matrosen starb an diesem Essen.

„Er zielte mit einem Gewehr auf mich, Master, was konnte ich tun?“ winselte Hasenscharte. „Von den übrigen kletterten zwei in die Takelung und wurden runtergeschossen. Fanriki war zehn Meilen entfernt. Die andern

Telegram@sharansbibliothek

sprangen über Bord, um zu schwimmen. Sie wurden im Wasser erschossen. Nur ich blieb am Leben und die beiden Teufel, denn mich brauchten sie, um für sie zu kochen. An dem Tag fuhren wir mit dem Wind zurück nach Fanriki und nahmen Frans Amundson an Bord, der zu ihnen gehörte.“

Dann folgten Hasenschartes Alptraumerlebnisse, als der Schoner die langen Strecken nach Westen fuhr. Er war der einzige lebende Zeuge und wußte, daß sie ihn umgebracht hätten, wäre er nicht der Koch gewesen. Auf Noumea kamen fünf Sträflinge an Bord. Hasenscharte durfte auf keiner einzigen Insel an Land, und Grief war der erste Außenstehende, zu dem er sprach.

„Und jetzt werden sie mich umbringen“, blubberte Hasenscharte, „denn sie werden wissen, daß ich dir alles erzählt habe. Aber ich bin nicht so ganz und gar ein Feigling, und ich will bei dir bleiben, Master, und mit dir sterben.“

Der Ziegenmann schüttelte den Kopf und stand auf.

„Bleib hier liegen und ruh dich aus“, sagte er zu Grief. „Heute nacht werden wir lange schwimmen müssen. Diesen Kochmenschen bringe ich jetzt höher hinauf, wo meine Brüder bei den Ziegen leben.“

IV

„Es ist gut, Großer Bruder, daß du schwimmst, wie ein Mann schwimmen sollte“, flüsterte Mauriri.

Von der Lavaschlucht waren sie zum oberen Ende der Bucht hinabgestiegen und ans Wasser gelangt. Sie schwammen leise, ohne Plätschern, Mauriri voran. Die schwarzen Kraterwände erhoben sich rings um sie, so daß es ihnen schien, als befänden sie sich am Grunde einer riesigen Schüssel. Der Himmel über ihnen leuchtete matt von Sternenstaub. Voraus konnten sie das Licht sehen, das die „Rattler“ markierte, und von Deck kam, durch die Entfernung gedämpft, aus dem für Pilsach bestimmten Phonographen ein Choral.

Die beiden Schwimmer hielten sich nach links, fort von dem gekaperten Schoner. An Bord folgten Gelächter und Gesang dem Choral, dann setzte der Phonograph wieder ein. Grief grinste vor sich hin, als „Führe uns, freundliches Licht“ über das Wasser wehte, weil es ihm durchaus angemessen erschien.

„Wir müssen durch die Einfahrt und am Großen Felsen an Land gehen“, flüsterte Mauriri. „Die Teufel halten die Landzunge besetzt. Horch!“

Telegram@shabarsbibliothek

Ein halbes Dutzend Gewehrschüsse in unregelmäßigen Abständen zeugten davon, daß Brown den Felsen noch hielt und daß die Piraten die Landzunge blockiert hatten.

Nach einer Stunde schwammen sie unter den dräuend emporragenden Großen Felsen. Mauriri ertastete sich den Weg zu einem Spalt, von dem sie hundert Fuß zu einem schmalen vorspringenden Rand der Felswand hochkletterten.

„Bleib hier“, sagte Mauriri. „Ich gehe zu Brown. Morgen früh komme ich zurück.“

„Ich gehe mit dir, Bruder“, erwiderte Grief.

Mauriri lachte in der Dunkelheit.

„Nicht einmal du kannst das, Großer Bruder. Ich bin der Ziegenmann, und nur ich von ganz Fuatino kann nachts über den Großen Felsen gehen. Außerdem werde auch ich es zum erstenmal tun. Streck deine Hand aus. Fühlst du es? Da ist Pilsachs Dynamit versteckt. Leg dich dicht an die Wand, dann kannst du schlafen, ohne hinunterzufallen. Ich gehe jetzt.“

Und hoch über der donnernden Brandung, auf einem schmalen Sims neben einer Tonne Dynamit, plante David Grief seinen Feldzug, dann legte er die Wange auf seinen Arm und schlief ein.

Am Morgen, als Mauriri ihn über den Gipfel des Großen Felsens führte, begriff David Grief, warum er es nachts nicht geschafft hätte. Obwohl er als Seemann an Höhe und unsichere Kletterei gewöhnt war, staunte er darüber, daß er bei hellem Tageslicht dazu imstande war. Da gab es Stellen, an denen er sich, immer unter Mauriris Anleitung, über hundert Fuß tiefe Spalten vorbeugte und fallen ließ, bis er mit seinen ausgestreckten Händen an der gegenüberliegenden Wand einen Halt fand und dann seine Beine nachziehen konnte. Einmal mußte er einen zehn Fuß weiten Satz über eine fünfhundert Fuß tiefe gähnende Leere zu einem dürftigen Vorsprung von knapp zwei Metern Länge wagen. Und ungeachtet seiner Kaltblütigkeit verlor er ein andermal auf einem knapp zwölf Zoll breiten Vorsprung, wo es ihm nicht gelang, einen Halt für seine Hände zu finden, den Kopf. Mauriri sah ihn schwanken, warf sich weit über den Abgrund an ihm vorbei und schlug ihm dabei gleichzeitig kräftig auf den Rücken, um sein schwindliges Gehirn aufzumuntern. Da erkannte und wußte er nun für alle Zeit, warum Mauriri den Namen Ziegenmann erhalten hatte.

Die Verteidigung des Großen Felsens hatte ihre guten Seiten und ihre Mängel. Jedem Angriff unzugänglich, konnten ihn zwei Männer gegen

Telegram@Schatzsuchen

zehntausend halten. Außerdem bewachte er die Durchfahrt zur offenen See. Die beiden Schoner, Raoul van Asveld und sein Mördergefolge waren eingeschlossen. Grief mit dem Dynamitfäßchen, das er den Felsen höher hinauf geschafft hatte, beherrschte sie. Das bewies er eines Morgens, als die Schoner auf See zu gelangen versuchten. Die „Valetta“ führte, von dem mit gefangenen Fuatinos bemannten Walboot geschleppt. Grief und der Ziegenmann blickten aus einem sicheren Felsenschutz dreihundert Fuß tief genau hinab. Die Gewehre lagen neben ihnen, auch ein glimmender Kienspan und ein großes Bündel Dynamitstangen mit Lunten und Zündkapseln. Als das Walboot unter den Felsen kam, schüttelte Mauriri den Kopf. „Sie sind unsere Brüder. Wir können nicht schießen.“

Auf dem Vorschiff der „Valetta“ befanden sich mehrere von Griefs Raiatea-Matrosen. Achtern stand einer am Ruder. Die Piraten waren in der Kajüte oder auf dem anderen Schoner, mit Ausnahme des einen, der mittschiffs mit dem Gewehr in der Hand stand. Zum Schutz hielt er Naumoo, die Tochter der Königin, fest an sich gepreßt.

„Das ist der Oberteufel“, flüsterte Mauriri, „und seine Augen sind blau wie deine. Er ist ein schrecklicher Mann. Sieh! Er hält Naumoo fest, damit wir nicht auf ihn schießen können.“



Telegram@shabanssibliotheek

In der Durchfahrt wehte von See ein leichter Wind und strömte sacht die Flut; der Schoner kam nur langsam voran.

„Sprechen Sie englisch?“ rief Grief nach unten.

Der Mann fuhr zusammen, hob fast senkrecht das Gewehr und blickte nach oben. In seinen Bewegungen lag etwas Gewandtes, Katzenhaftes und in seinem sonnverbrannten, hellhäutigen Gesicht eine Kampfbegierde. Es war das Gesicht eines Mörders.

„Ja“, antwortete er. „Was wollen Sie?“

„Kehren Sie um, sonst laß ich Ihren Schoner in die Luft fliegen“, warnte Grief. Er blies den Kienspan an und flüsterte: „Sag Naumoo, sie soll sich losreißen und nach achtern laufen.“

Von der dicht im Kielwasser folgenden „Rattler“ erschollen Gewehrschüsse, und Kugeln klatschten an den Felsen. Van Asveld lachte herausfordernd, und Mauriri rief in der Eingeborenensprache zu Naumoo hinunter. Als die „Valetta“ direkt unter ihnen war, sah Grief, der genau aufpaßte, wie sich Naumoo mit einem Ruck von dem Mann losmachte. Im selben Augenblick berührte Grief den Zündkopf in dem ausgefransten Ende der kurzen Lunte mit dem Kienspan, sprang für alle sichtbar auf den Felsen und warf das Dynamit. Van Asveld hatte es fertiggebracht, die junge Frau einzufangen, und rang mit ihr. Der Ziegenmann zielte mit dem Gewehr auf ihn und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Das Dynamit schlug als gebündelter Packen auf das Deck und rollte in das Backbordspeigatt. Van Asveld sah es und zögerte, dann rannten er und das Mädchen um ihr Leben. Der Ziegenmann feuerte, zersplitterte jedoch nur die Ecke der Kombüse. Der Kugelregen von der „Rattler“ nahm zu, und die beiden auf dem Felsen kauerten sich schutzsuchend nieder und warteten ab. Mauriri versuchte zu erspähen, was unten los war, aber Grief hielt ihn zurück.

„Die Lunte war zu lang“, sagte er. „Das nächstemal weiß ich besser Bescheid.“

Es dauerte eine halbe Minute, bis die Explosion erfolgte. Was danach geschah, konnten sie geraume Zeit nicht feststellen, denn die Schützen auf der „Rattler“ hatten die Entfernung ermittelt und schossen ununterbrochen. Einmal, als zwei Kugeln ihn fast gestreift hatten, riskierte Grief einen Blick. Die „Valetta“, der das Backborddeck samt Reling weggerissen war, hatte Schlagseite und sank, während sie in den Hafen zurücktrieb. Die Männer und die Huahine-Frauen, die ihr Versteck in der Kajüte der „Valetta“ verlassen hatten und unter Feuerschutz zur „Rattler“ geschwommen waren,

leodram@shanbersbibliothek

klommen an Bord des Schoners. Die Fuatinos von dem schleppenden Walboot hatten das Tau losgeworfen, jagten zurück durch die Einfahrt und rojten wie wild nach der Südküste.

Vom Ufer der Landzunge verkündeten die Schüsse von vier Gewehren, daß sich Brown und seine Männer durch den Dschungel zum Strand durchgeschlagen hatten und Boden gewannen. Ihr Kugelregen hörte auf, aber nun begannen Grief und Mauriri zu schießen, doch sie konnten keinen Schaden anrichten, denn die Männer auf der „Rattler“ feuerten aus dem Schutz der Deckshäuser, während Wind und Flut den Schoner weiter in den Hafen trieben. Von der „Valetta“ war nichts zu sehen, sie war in das tiefe Wasser des Kraters gesunken.

Zwei Dinge tat Raoul van Asveld, die seinen Scharfsinn und seine Kaltblütigkeit bewiesen und Griefs Bewunderung erregten. Unter dem Gewehrfeuer der „Rattler“ zwang Raoul die flüchtenden Fuatinos, in den Hafen zu kommen und sich zu ergeben. Gleichzeitig schickte er die Hälfte seiner Mörderbande in dem Boot der „Rattler“ los an den Strand und quer über die Landzunge, um zu verhindern, daß Brown zum Hauptteil der Insel entwische. Und den ganzen Vormittag erkannte Grief aus dem nur zeitweilig aussetzenden Gewehrfeuer, daß Brown zur anderen Seite des Großen Felsens getrieben wurde. Die Lage war, abgesehen von dem Verlust der „Valetta“, unverändert.

Telegram@shabarsolution.ek

VI

Die Mängel der Stellung auf dem Großen Felsen waren bedrohlich. Es gab weder Nahrung noch Wasser. Mehrere Nächte hintereinander schwamm Mauriri in Begleitung eines Raiatea-Matrosen zum oberen Ende der Bucht, um, Proviant zu holen. Dann kam die Nacht, als Lichter auf dem Wasser aufflammten und Schüsse krachten. Danach war auch die Wasserseite des Großen Felsens blockiert. „Eine komische Situation“, bemerkte Brown, der so viel Abenteuerliches erlebte, wie er vom Hörensagen in der Südsee vermutet hatte. „Wir haben sie gepackt und können sie nicht loslassen, und Raoul hat uns gepackt und kann uns nicht loslassen. Er kann nicht fort, und wir werden wahrscheinlich verhungern, während wir ihn festhalten.“

„Wenn der Regen käme, würden sich die Felsmulden füllen“, sagte Mauriri. Es waren ihre ersten vierundzwanzig Stunden ohne Wasser. „Großer Bruder, heute nacht werden wir beide Wasser holen. Das ist eine Arbeit für starke Männer.“

In dieser Nacht, mit Kokoskalebassen ausgerüstet, die etwa einen Liter faßten und fest zugestöpselt waren, führte er Grief hinab zu dem Wasser auf der anderen Seite des Großen Felsens. Sie schwammen nicht weiter als hundert Fuß hinaus. Jenseits konnten sie gelegentlich das Klappen eines Ruders oder das Pochen eines Paddels gegen ein Kanu hören, und zuweilen bemerkten sie das Aufflackern von Streichhölzern, wenn die Männer in den Wachbooten sich Zigaretten oder Pfeifen anzündeten.



„Warte hier“, flüsterte Mauriri, „und halt die Kalebassen.“

Er schwamm hinab. Grief beobachtete mit gesenktem Gesicht, wie seine phosphoreszierende Spur schimmerte, sich trübte und verschwand. Eine Minute später kam Mauriri neben Grief geräuschlos an die Oberfläche.

„Hier! Trink!“

Die Kalebasse war voll, und Grief trank frisches Süßwasser, das aus den salzigen Tiefen gekommen war.

„Es fließt vom Land“, erklärte Mauriri.

„Am Grund?“

„Nein. Der Grund ist viel tiefer, als die Berge hoch sind. In fünfzig Fuß Tiefe fließt es. Schwimm runter, bis du seine Kühle spürst.“

Grief füllte und leerte nach Taucherart mehrmals seine Lungen, dann schwamm er hinunter. Das Wasser schmeckte salzig und war warm, doch tief unten kühlte es sich spürbar ab und schmeckte brackig. Und plötzlich drang er in den kalten, unterirdischen Strom ein. Er entfernte den kleinen Stöpsel aus der Kalebasse und sah, während das Süßwasser eingurgelte, das phosphoreszierende Schillern eines großen Fisches, der wie ein Seegespenst träge vorbeiglitt.

Danach blieb er mit der zunehmenden Last der Kalebassen an der Oberfläche, während Mauriri eine nach der andern mit hinunternahm und füllte.

„Da sind Haie“, sagte Grief, als sie zur Küste zurückschwammen.

„Pah!“ erhielt er zur Antwort. „Das sind Heringshaie. Wir von Fuatino sind Brüder der Heringshaie.“

„Aber die Tigerhaie. Die hab ich hier auch schon gesehen.“

„Wenn die kommen, Großer Bruder, werden wir kein Trinkwasser mehr haben — außer es regnet.“

Telegram@shabarsbibliothek

VII

Eine Woche später kamen Mauriri und ein Raiatea-Mann mit leeren Kalebassen zurück. Die Tigerhaie waren in den Hafen eingedrungen. Am nächsten Tag litten sie Durst auf dem Großen Felsen. „Wir müssen unser Glück versuchen“, sagte Grief. „Heute nacht werde ich mit Mautau Wasser holen. Morgen nacht, Bruder, gehst du mit Tehaa.“

Nur drei Liter holte Grief herauf, dann erschienen die Tigerhaie und trieben sie an Land. Sie waren zu sechst auf dem Felsen, und ein Becher am Tag in der sengenden Hitze der Tropen ist nicht genügend Feuchtigkeit für den menschlichen Körper. In der nächsten Nacht kehrten Mauriri und Tehaa ohne einen Tropfen Wasser zurück. Und am folgenden Tag erlebte Brown den Durst in seiner vollen Bedeutung, wenn die Lippen platzen und bluten, der Mund mit körnigem Schleim bedeckt ist und die geschwollene Zunge kaum mehr Platz im Mund findet.

Grief schwamm in der Dunkelheit mit Mautau hinaus. Abwechselnd tauchten sie hinab durch das Salz zu dem kühlen Süßwasserstrom und tranken sich satt, während sich die Kalebassen füllten. Mautau war an der Reihe, mit der letzten Kalebasse hinabzuschwimmen, da sah Grief, der von

oben hinunterschaute, das Glimmern der Seegespenster und das ganze phosphoreszierende Schauspiel des Kampfes. Er schwamm allein zurück, doch ohne auf die kostbare Last voller Kalebassen zu verzichten.

Zu essen hatten sie wenig. Nichts wuchs auf dem Felsen, und seine Hänge, die auf der Höhe des Meeresspiegels, wo die Brandung andonnerte, mit Schalentieren bedeckt waren, stürzten zu steil in die Tiefe, um hinzugelangen. Hier und da, wo ein Felsspalt es zuließ, sammelten sie mühsam ein paar fette Muscheln und Seeigel. Manchmal fingen sie mit der Schlinge Fregattvögel und andere Seevögel. Einmal gelang es ihnen, mit einem Stück Fregattvogel als Köder, einen Hai zu angeln. Danach glückte es ihnen, mit eifersüchtig bewachtem Haifischfleisch als Köder, gelegentlich noch mehr Haie zu fangen.

Doch das Wasser blieb ihr spürbarer Mangel. Mauriri betete zu dem Ziegengott um Regen. Taute betete zu dem Missionsgott, und seine beiden Inselgefährten wurden abtrünnig und beschworen die Gottheiten ihrer früheren heidnischen Tage. Grief grinste und überlegte. Doch Brown, mit wildem Blick und vorquellender, geschwärzter Zunge, fluchte. Vor allem verfluchte er den Phonographen, der in der kühlen Dämmerung Choräle vom Deck der „Rattler“ dudelte. Besonders einer, „Jenseits von Lächeln und Weinen“, trieb ihn fast zum Wahnsinn. Er schien an Bord des Schoners sehr beliebt zu sein, denn er wurde am meisten gespielt. Brown, hungrig und durstig, halb von Sinnen vor Schwäche und Leiden, konnte gleichmütig zwischen den Felsbrocken liegen und dem Klimpern der Ukulelen und Gitarren lauschen und den *hulas* und *himines* der Huahine-Frauen. Doch wenn die Stimmen des Trinity-Chores über das Wasser wehten, geriet er außer sich. Eines Abends fiel der brüchige Tenor in den Gesang der Maschine ein:

Jenseits von Lächeln und Weinen
Bin ich bald.
Jenseits von Wachen und Schlafen,
Jenseits von Säen und Ernten
Bin ich bald,
Bin ich bald.

Da stand Brown auf. Wieder und wieder schoß er blindwütig auf den Schoner, bis er keine Patrone mehr hatte. Gelächter drang von den Männern und Frauen herauf, und von der Landzunge wurde zurückgeschossen, aber

Telegram@Shadowslibrary

der brüchige Tenor sang weiter, und Brown feuerte weiter, bis der Choral abgespielt war.

In dieser Nacht kamen Grief und Mauriri mit nur einer einzigen Kalebasse Wasser zurück. An Griefs Schulter fehlte ein sechs Zoll langes Stück Haut, wo ihn die Sandpapierhaut eines Hais, dessen Angriff er entwischt war, gestreift hatte.

VIII

Am frühen Morgen des nächsten Tages, ehe die Sonnenglut ihre volle Kraft erreicht hatte, kam ein Verhandlungsangebot von Raoul van Asveld.

Brown brachte die Nachricht von dem hundert Yard entfernten Außenposten zwischen den Felsen. Grief kauerte an einem kleinen Feuer und briet ein Stück Haifischfleisch. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatten sie Glück gehabt. Sie hatten Tang und Seeigel gesammelt. Tehaa hatte einen Hai gefangen und Mauriri am Grunde des Felsspalts, wo das Dynamit lagerte, einen ansehnlichen Kraken erbeutet. Außerdem waren sie in der Dunkelheit zweimal erfolgreich nach Wasser geschwommen, ehe sie von den Tigerhaien aufgestöbert wurden.

„Er sagte, er möchte gern herkommen und mit Ihnen reden“, berichtete Brown. „Aber ich weiß schon, worauf dieses Biest aus ist. Der möchte sehn, wie nah am Verhungern wir sind.“

„Bringen Sie ihn her“, befahl Grief.

„Und dann töten wir ihn“, rief der Ziegenmann erfreut.

Grief schüttelte den Kopf.

„Aber er ist ein Mörder, Großer Bruder, eine Bestie und ein Teufel“, protestierte der Ziegenmann.

„Er darf nicht getötet werden, Bruder. Bei uns ist es Brauch, unser Wort zu halten.“

„Ein dummer Brauch.“

„Trotzdem unser Brauch“, erwiderte Grief ernst, während er das Stück Haifischfleisch über der Glut umdrehte und Tehaas hungriges Schnuppern und seinen gierigen Blick bemerkte. „Mach das nicht, Tehaa, wenn der Große Teufel kommt. Mach ein Gesicht, als wäre dir Hunger fremd. Hier, koch diese Seeigel, und du, Großer Bruder, koch den Tintenfisch. Wir wollen den Großen Teufel festlich bewirten. Spart nichts auf. Kocht alles.“

Und Grief, der immer noch Fleisch briet, stand auf, als Raoul van Asveld, gefolgt von einem großen irischen Terrier, mit langen Schritten in das Lager

Telegram/@shabarshbibliothek

kam. Raoul machte nicht den Fehler, die Hand auszustrecken.

„Hallo!“ sagte er. „Ich habe von Ihnen gehört.“

„Ich wünschte, von Ihnen hätte ich nie gehört“, erwiderte Grief.

„Geht mir ebenso“, lautete die Antwort. „Zuerst, als ich noch nicht wußte, daß Sie es sind, dachte ich, ich hätt's mit einem gewöhnlichen Handelskapitän zu tun. Deshalb haben Sie mich einschließen können.“

„Und ich muß beschämt zugeben, daß ich Sie unterschätzt habe“, entgegnete Grief lächelnd. „Ich hielt Sie für einen stibitzenden Strandräuber und nicht für einen wirklich intelligenten Piraten und Mörder. Deshalb habe ich meinen Schoner verloren. Ich glaube, in dieser Hinsicht sind wir mit den Komplimenten quitt.“

Raoul errötete vor Zorn unter seiner Sonnenbräune, bezähmte sich aber. Er ließ seinen Blick über den Vorrat an Essen und die vollen Wasserkalebassen schweifen, unterdrückte jedoch seine ungläubige Verwunderung. Er war groß, schlank und kräftig gebaut, und Grief, der ihn aufmerksam betrachtete, versuchte seinen Charakter von dem Gesicht abzulesen. Die Augen waren scharf und lebhaft, standen jedoch etwas eng beieinander — nicht übermäßig, aber doch ein wenig zu eng, um das Gleichgewicht zu der breiten Stirn, dem kräftigen Kinn und den weit auseinanderstehenden Backenknochen zu wahren. Kraft! Davon war das Gesicht durchdrungen, dennoch spürte Grief etwas nicht Greifbares darin, das dem Mann fehlte.

„Wir sind beide stark“, sagte Raoul mit einer Verneigung. „Wir hätten vor hundert Jahren um Kaiserreiche kämpfen können.“

Nun war es an Grief, sich zu verneigen.

„Und jetzt balgen wir uns nur auf schmutzige Art um die Durchführung der Kolonialgesetze jener Reiche, deren Geschicke wir vielleicht vor hundert Jahren hätten bestimmen können.“

„Alles wird zu Staub“, zitierte Raoul und setzte sich. „Essen Sie ruhig weiter. Lassen Sie sich durch mich nicht stören.“

„Wollen Sie nicht mithalten?“ lud Grief ihn ein.

Der andere musterte ihn scharf und unverwandt, dann nahm er die Einladung an.

„Ich klebe von Schweiß“, sagte er. „Kann ich mich waschen?“ Grief nickte und befahl Mauriri, eine Kalebasse zu holen. Raoul schaute dem Ziegenmann in die Augen, erblickte jedoch nichts als schlaffe Gleichgültigkeit, als das kostbare Wasser nutzlos auf den Boden floß.

Telegram@shatarsbibliothek

„Der Hund hat Durst“, sagte Raoul.

Grief nickte, und auch das Tier bekam eine Kalebasse voll Wasser. Wieder forschte Raoul in den Augen der Eingeborenen und wurde nicht schlauer.

„Schade, daß wir keinen Kaffee haben“, entschuldigte sich Grief. „Sie werden schlichtes Wasser trinken müssen. Eine Kalebasse, Tehaa. Kosten Sie etwas von dem Hai. Danach gibt es Tintenfisch, Seeigel und Tangsalat. Leider haben wir heute keine Fregattvögel. Die Burschen waren gestern faul und haben gar nicht erst versucht, einen zu fangen.“

Mit einem Appetit, der nicht vor Drahtstiften, in Schweineschmalz gestippt, haltgemacht hätte, speiste Grief unbekümmert und warf die Reste dem Hund hin.

„Ich fürchte, ich bin noch nicht so weit runtergekommen, mich an die primitive Kost zu gewöhnen“, seufzte er und setzte sich zurück. „Die Konservendosen auf der ‚Rattler'! Bei denen würde ich jetzt kräftig zulangen, aber dieses Dreckzeug...“ Und er nahm ein Halbpfundstück gebratenen Haifisch und warf es dem Hund hin. „Vermutlich werde ich mich dazu verstehen müssen, wenn Sie sich nicht bald ergeben.“

Raoul lachte unlustig.

„Ich bin gekommen, um Bedingungen anzubieten“, sagte er scharf.

Grief schüttelte den Kopf.

„Von Bedingungen kann keine Rede sein. Ich habe Sie in der Hand und lasse Sie nicht fort.“

„Denken Sie denn, Sie können mich in diesem Loch festhalten?“ schrie Raoul.

„Sie werden es lebend nicht verlassen, außer an Händen und Füßen gefesselt.“ Grief betrachtete seinen Gast mit nachdenklichem Gesicht. „Mit Ihresgleichen habe ich schon früher zu tun gehabt. Wir haben die Südsee so ziemlich davon gereinigt. Und Sie sind — wie soll ich es ausdrücken? — so etwas wie ein Anachronismus. Sie sind ein Rückschlag, und wir müssen uns Ihrer entledigen. Ich persönlich würde Ihnen raten, auf den Schoner zurückzukehren und sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Das ist die einzige Möglichkeit, wie Sie dem entgehen können, was Ihnen sonst unweigerlich widerfährt.“

Die Verhandlung, soweit sie Raoul betraf, erwies sich als fruchtlos, und er kehrte zu seinen Leuten in der Überzeugung zurück, daß die Männer auf dem Großen Felsen noch jahrelang durchhalten könnten, wenngleich seine Überzeugung rasch ins Wanken gekommen wäre, hätte er Tehaa und die

Telegram@shabarsbibliothek

Raiateaner in dem Augenblick, als er den Rücken gekehrt hatte und außer Sicht war, über die Felsen kriechen und an den Resten saugen und knabbern sehen, die der Hund verschmäht hatte.

IX

„Jetzt hungern wir, Bruder“, sagte Grief, „Aber es ist besser, jetzt zu hungern als künftig noch viele Tage. Der Große Teufel, der üppig mit uns gespeist und gutes Wasser getrunken hat, wird nicht mehr lange auf Fuatino bleiben. Schon morgen wird er vielleicht zu entkommen versuchen. Heute nacht werden du und ich auf dem Gipfel des Felsens schlafen, und Tehaa, der ein guter Schütze ist, wird bei uns schlafen, wenn er sich auf den Felsen hinaufwagen kann.“

Tehaa war wie die anderen Männer von Raiatea ein so guter Bergsteiger, daß er den gefährlichen Weg wagte, und die Morgendämmerung fand ihn hundert Yard rechts von Grief und Mauriri in einem von Felsbrocken versperrten Schlupfloch.

Die erste Warnung erhielten sie durch Gewehrfeuer von der Landzunge, von wo Brown und seine beiden Raiateaner den Rückzug signalisierten und die Belagerer durch den Dschungel zum Strand verfolgten. Von seinem hohen Standort auf dem Felsen konnte Grief eine Stunde danach nichts erkennen, dann erschien die „Rattler“ auf dem Weg zur Durchfahrt. Wie schon einmal rojten die gefangenen Fuatinos das Walboot, das den Schoner im Schlepp hatte. Mauriri rief ihnen die von Grief erteilten Anweisungen zu, als sie langsam am Fuß des Großen Felsens entlangfuhren. Neben Grief lagen mehrere Bündel Dynamitstangen mit ungewöhnlich kurzen Lunten.

Das Deck der „Rattler“ wimmelte von Menschen. Im Vorschiff stand zwischen den Raiatea-Matrosen ein Desperado mit dem Gewehr in der Hand, den Mauriri als Raouls Bruder erkannte. Achtern, bei dem Rudergänger, stand noch einer. Mit einem Tauende hatte er Mataara, die alte Königin, fest an sich gebunden. Auf der andern Seite des Rudergängers erblickten sie Kapitän Glass, den Arm in einer Schlinge. Mittschiffs sahen sie wie schon zuvor Raoul, der mit einem Tau Naumoo an sich gefesselt hatte.

„Guten Morgen, Mister David Grief“, schrie Raoul hinauf.

„Dabei habe ich Sie doch gewarnt, daß Sie die Insel nur an Händen und Füßen gefesselt verlassen würden“, grollte Grief betrübt.

Telegram @shabarsbibliothek

„Sie können nicht alle Ihre Leute töten, die ich an Bord habe“, lautete die Antwort.

Der Schoner, der sich langsam und ruckweise nach dem Ruderschlag der Männer in dem Walboot bewegte, befand sich jetzt fast genau unter ihnen. Die Matrosen hörten zwar nicht auf zu rojen, wurden aber langsamer und gleich darauf von dem Gewehr des Mannes im Vorschiff bedroht.

„Wirf, Großer Bruder!“ rief Naumoo in der Sprache von Fuatino hinauf. „Trauer erfüllt mich, und ich bin willens und bereit zu sterben. Er hat sein Messer bei der Hand, das Tau durchzuschneiden, aber ich werde ihn festhalten. Sorge dich nicht, Großer Bruder. Wirf, und wirf gut, Großer Bruder, und leb wohl!“

Grief zögerte, dann senkte er den Kienspan, den er hell angeblasen hatte.

„Wirf!“ drängte der Ziegenmann.

Doch immer noch zögerte Grief.

„Wenn sie auf See gelangen, Großer Bruder, stirbt Naumoo ohnehin. Und da sind all die andern. Was bedeutet Naumoos Leben gegen die vielen?“

„Wenn Sie Dynamit werfen oder auch nur einen einzigen Schuß abfeuern, knallen wir alle an Bord ab“, schrie Raoul zu ihnen hinauf. „Jetzt hab ich Sie, David Grief. Sie können diese Leute nicht umbringen, aber ich kann es. Halt den Mund, du!“

Die letzten Worte galten Naumoo, die in ihrer Eingeborenensprache hinaufrief und die Raoul mit einer Hand an der Kehle packte, um sie zum Schweigen zu bringen. Sie aber umschlang ihn fest mit beiden Armen und blickte flehend zu Grief empor.

„Werfen Sie, Mister Grief, und zur Hölle mit den Kerlen“, grollte die tiefe Stimme von Kapitän Glass. „Sie sind verfluchte Mörder, und die Kajüte ist voll von ihnen.“

Der Desperado, der sich an die alte Königin gebunden hatte, schwang sich herum, um Kapitän Glass mit seinem Gewehr zu bedrohen, und da schoß Tehaa von seiner weiter herausragenden Stellung auf dem Felsen. Dem Mann fiel das Gewehr aus der Hand, und sein Gesicht zeigte einen Ausdruck ungeheurer Verwunderung, als die Beine unter ihm einknickten und er auf das Deck niedersank und die Königin mitriß.

Telegram@shabbsbibliother



„Backbord! Scharf backbord!“ rief David Grief.

Kapitän Glass und der Kanake wirbelten das Ruder herum, und der Bug der „Rattler“ steuerte auf den Felsen zu. Mittschiffs kämpfte Raoul immer noch gegen Naumoo. Sein Bruder kam ihm vom Vorschiff eilends zu Hilfe, das Gewehrfeuer der rasch aufeinanderfolgenden Schüsse von Tehaa und dem Ziegenmann hatte ihn verfehlt. Als Raouls Bruder Naumoo den Lauf seines Gewehrs in die Seite drückte, zündete Grief mit dem Kienspan die Lunte an. Und als er mit beiden Händen das dicke Dynamitbündel warf, ging das Gewehr los. Naumoo fiel auf das Deck nieder, und gleichzeitig fiel das Dynamit. Diesmal war die Lunte kurz genug. Die Explosion erfolgte im selben Augenblick, als der Sprengstoff auf das Deck schlug, und dieser Teil der „Rattler“ mitsamt Raoul, seinem Bruder und Naumoo verschwand für immer.

Der Schoner war schwer getroffen und begann sofort zu sinken. Die Raiatea-Matrosen vom Vorschiff sprangen ohne Säumen über Bord. Kapitän Glass empfing den ersten Mann, der die Kajüttreppe hinauf stürmte, mit einem kräftigen Schlag ins Gesicht, wurde aber von den Nachfolgenden

überwältigt und zu Boden getrampelt. Den Desperados folgten die Huahine-Frauen, und als sie über Bord sprangen, sank die „Rattler“ gleichlastig auf den Grund am Fuß des Großen Felsens. Ihre Dwarssalings reckten sich noch aus dem Wasser, als sie schon auf dem Grund ruhte.

Grief blickte hinab und konnte alles wahrnehmen, was sich unter der Oberfläche ereignete. Er sah Mataara, einen Faden tief, wie sie sich von dem toten Piraten löste und nach oben schwamm. Als ihr Kopf auftauchte, bemerkte sie Kapitän Glass, der nicht schwimmen konnte und einige Yard entfernt unterging. Die Königin war zwar eine alte Frau, aber eine Insulanerin. Mit einer Kehrtwendung tauchte sie hinab, brachte ihn herauf und hielt ihn über Wasser, während sie mit kräftigen Stößen den aus dem Wasser ragenden Dwarssalings zu schwamm.

Fünf Köpfe, blonde und braune, ein unentwirrbares Knäuel mit den schwarzen Köpfen der Polynesier, tupften die Wasserfläche. Grief, das Gewehr in der Hand, wartete auf eine günstige Gelegenheit, um zu schießen. Der Ziegenmann hatte nach einer Minute Erfolg, und sie sahen einen Mann langsam sinken. Doch den Raiatea-Matrosen, diesen breitschultrigen, stämmigen Menschen, die sich wie Fische bewegten, bot sich nun die Gelegenheit zur Rache. Sie schwammen rasch und sonderten die blonden und braunen Köpfe aus. Und die von oben zuschauten, beobachteten, wie sie vier überlebende Desperados, fest an sich gepreßt, in die Tiefe zogen und wie Köter ertränkten.

Zehn Minuten später war alles vorbei. Die Huahine-Frauen hielten sich lachend und kichernd an den Bordwänden des Walbootes fest, das den Schleppdienst hatte verrichten müssen. Die Raiatea-Matrosen erwarteten Befehle, während sie um die Dwarssalings, an die sich Kapitän Glass und Mataara klammerten, Wasser traten.

„Die arme alte ‚Rattler'!“ jammerte Kapitän Glass.

„Unsinn!“ erwiderte Grief. „Nach einer Woche haben wir sie gehoben, mittschiffs neue Spanten eingefügt und sind wieder unterwegs.“ Und dann zu der Königin: „Wie steht's mit dir, Schwester?“

„Naumoo ist tot und Motuaro, Bruder, aber Fuatino gehört wieder uns. Der Tag ist jung. Mein ganzes Volk, das hoch oben bei den Ziegen lebt, wird die Botschaft erhalten. Und heute nacht werden wir aufs neue und wie nie zuvor in dem Großen Haus ein Freudenfest feiern.“

„Die ‚Rattler' braucht ja schon seit Jahren neue Spanten“, bemerkte Kapitän Glass. „Aber die Chronometer werden für den Rest der Reise außer

Telegram@shanbarsbibliothek

Dienst sein.“

Telegram@shabarsbibliothek

This file was downloaded from Z-Library project



Your gateway to knowledge and culture. Accessible for everyone.

Telegram@shabarsbibliothek



z-library.se singlelogin.re go-to-zlibrary.se single-login.ru



Official Telegram channel



Z-Access



https://wikipedia.org/wiki/Z-Library